In Wilhelmsburg fehlen Ärzte, und nun schließt auch noch die Notaufnahme des Krankenhauses. Kritiker halten das für verantwortungslos, doch der Senat verspricht: Es sei der erste Schritt zu einer viel besseren Lösung

VON ANNA-ELISA JAKOB

Ginge die Sorge vor einer schlechteren Zukunft als medizinischer Notfall durch, dann wäre ein Arzt jetzt mal gut. Einer, der dem Patienten zuhört, eine eindeutige Diagnose stellt und dann auch noch ein Mittel zur Heilung weiß. So ein Arzt könnte sich über ganz Deutschland beugen, oder er fährt erst mal nach Wilhelmsburg.

Hier droht der Verlust einer Klinik: Am 15. Juli wurden die Notaufnahme und die Chirurgie des Krankenhauses Groß-Sand geschlossen. Vorerst sollen die Abteilungen für innere Medizin, Geriatrie und neurologische Frührehа fortgeführt werden. Doch das Erzbistum Hamburg, das die Klinik seit 1950 unterhält, kann sich den Betrieb auf Dauer nicht mehr leisten, und die Stadt will das defizitäre Krankenhaus in seiner bisherigen Form nicht übernehmen.

Gut möglich also, dass unser Arzt in Wilhelmsburg auf Kolleginnen und Kollegen träfe, die ihm über die Zukunft dieses Stadtteils düstere Dinge erzählen würden. Zum Beispiel auf Hans Martin Wismar. Er arbeitete zwölf Jahre lang als Chirurg in Groß-Sand, regelmäßig auch in der Notaufnahme. Nun kämpft er für den Erhalt der Klinik. Er stellt sich vor Kameras, versammelt Menschen zum Protest und diskutierte schon öffentlich mit der Sozial- und Gesundheitssenatorin Melanie Schlotzhauer (SPD). Außerdem startete Wismar eine Petition, die bislang rund 11.000 Menschen unterschrieben haben.

Hans Martin Wismar, Chirurg im Krankenhaus Groß-Sand

Bei einer Protestaktion im Juli sieht man Hans Martin Wismar inmitten von Kolleginnen und Kollegen, dann ist er zugewandt, streicht auch mal über eine Schulter, nennt viele beim Vornamen.

Wenn er aber über die Zukunft von Groß-Sand spricht, verändert sich sein Ton. Wismar klingt dann ungeduldiger, sein Körper wirkt angespannt. »Niemand«, sagt Wismar dann zum Beispiel, »hat an den Verkehr gedacht.«

Er meint damit, dass es sich bei dem Stadtteil Wilhelmsburg um eine Elbinsel handelt. Wer sie verlassen will, kann das nur über Brücken tun. Wenn ein Patient von Wilhelmsburg aus mit dem Rettungswagen zu einer Klinik außerhalb des Stadtteils gebracht werden muss und gerade Feierabendverkehr ist, ein Großevent oder Wintereinbruch, dann verstreiche viel Zeit. Es sei auch schon vorgekommen, dass die Bundesstraße 75 wegen Starkregens gesperrt gewesen sei, sagt Wismar. Dann komme »kein Rettungswagen mehr durch«. Man könne »Katastrophenszenarien« nicht ausschließen.

»Außerdem«, sagt Wismar, »hat niemand an die Bevölkerung in Wilhelmsburg gedacht.« Die ist offiziellen Statistiken zufolge ärmer als in den meisten anderen Stadtteilen Hamburgs. Wismar sagt, er behandle oft Menschen, die kaum Deutsch sprechen. Die Klinik Groß-Sand sei für viele die erste Anlaufstelle, wenn etwas nicht stimme. Wenn diese Klinik schließe, verschwinde für diese Menschen der Ort, an dem sie Hilfe bekämen.

Man könnte sagen, Hans Martin Wismar habe alles getan, was einen guten Arzt ausmacht: Er hat seinen Patienten zugehört, er sah sich ihre Symptome an, und er stellte eine klare Prognose: »Es werden Menschen sterben.« Doch nun, sagt Wismar, würden ihm die »Bürokraten an ihren Schreibtischen« vorwerfen, mit solchen Sätzen Angst zu verbreiten. Das seien dieselben Leute, die über die Zukunft der Klinik Groß-Sand entschieden, obwohl sie »gar keine Ahnung haben«.

Zu diesen ahnungslosen Bürokraten zählt für Wismar auch sein früherer Chef, der einstige Leiter der Notaufnahme in Wilhelmsburg. Der sieht die Sache etwas anders.

Michael Wünning ist heute Chefarzt des Notfallzentrums im Marienkrankenhaus in Hohenfelde. Diese Klinik will das Erzbistum Hamburg weiterhin betreiben, die Geriatrie aus Wilhelmsburg soll dorthin umziehen. Im Marienkrankenhaus wurde unter Wünning ein Notfallzentrum aufgebaut, das Notaufnahme und Praxis vereint. Es ist ein Projekt, das aus Sicht der Bundesregierung Modellcharakter hat, weil es einem Problem entgegenwirkt, unter dem viele Notaufnahmen leiden: Sie sind überfüllt, denn sie behandeln zu viele Fälle, die gar keine Notfälle sind; manche Menschen kommen mit einer Erkältung oder mit einer Warze in die Notaufnahme. Im Marienkrankenhaus werden solche Fälle am Empfangstresen herausgefiltert, die Patienten bekommen einen Termin in der Praxis nebenan oder bei einem Facharzt.

Groß-Sand hingegen geht nicht gerade als Modellprojekt durch. Im Durchschnitt des vergangenen Jahres war hier nur die Hälfte der 209 Betten belegt, und die meisten, so Wünning, »nicht mit akuten Notfällen«. In Hamburg gibt es insgesamt 34 Kliniken, Groß-Sand behandelte weniger als ein Prozent aller Krankenhausfälle, in der Notaufnahme waren das rund 13.000 im Jahr 2024. Das entspricht ungefähr 35 Patientinnen und Patienten am Tag, stationär aufgenommen wurden laut der Klinik davon etwa 3.000, demnach etwa acht pro Tag.

Die Notaufnahme schließen zu müssen, sei für ihn ein »beschissenes Gefühl«, sagt Wünning. Er verstehe die Wut der Mitarbeitenden und die Sorge der Wilhelmsburgerinnen und Wilhelmsburger. Ein Arzt, findet er, müsse den Menschen aber ihre Ängste nehmen und Lösungen anbieten. Alles andere sei unverantwortlich.

Die Frage ist nun, ob die Sorgen von Hans Martin Wismar gerechtfertigt sind. Oder ob es sich, wie Michael Wünning das sieht, eher um Panikmache handelt. Auf der Suche nach einer Antwort lohnt sich ein Anruf bei der Feuerwehr.

Die koordiniert in Hamburg die Einsätze der Rettungswagen. Ihre Erhebungen zeigen: Bei Notrufen aus Wilhelmsburg brachte ein Rettungswagen den Patienten bisher in 42 Prozent aller Fälle nach Groß-Sand. Außer es handelte sich um schwer verletzte oder schwer kranke Menschen, sagt ein Sprecher der Feuerwehr. Patienten mit Verdacht auf Herzinfarkt, Schlaganfall oder Schädelhirntrauma seien schon vor der Schließung der Notaufnahme in Groß-Sand nicht dorthin gebracht worden, sondern in eine Klinik, die auf solche Fälle spezialisiert ist. Das bestätigen auch die Sozialbehörde und Michael Wünning.

Die drei Kliniken, die am nächsten an Wilhelmsburg liegen, sind die Asklepios-Kliniken in Harburg und St. Georg sowie das Marienkrankenhaus. In die Harburger Klinik braucht ein Rettungswagen aus Wilhelmsburg im Durchschnitt 17 Minuten und 24 Sekunden, in das Marienkrankenhaus 16 Minuten und 52 Sekunden, nach St. Georg 15 Minuten. Auch das zeigen die Daten der Feuerwehr. Mindestens genauso wichtig ist, wie lange ein Rettungswagen zum Patienten braucht. In Hamburg lautet die Vorgabe: nicht länger als 8 Minuten; andere Bundesländer setzen ein Ziel von 12 bis 15 Minuten. Diese 8 Minuten erreichte der Rettungsdienst im Jahr 2024 nur in etwas mehr als der Hälfte aller Einsätze. Immerhin: In 97 Prozent der Fälle war er in weniger als 13 Minuten am Einsatzort.

Der Rettungsdienst arbeitet also schon jetzt unter hohem Druck. Und es ist möglich, dass die Schließung von Groß-Sand diesen Druck noch erhöht. Vorstellbar ist etwa, dass Patienten öfter einen Rettungswagen rufen, weil sie nicht mehr zu Fuß in eine Klinik kommen. Dann steigt die Zahl der Einsätze, und vielleicht müssen Wagen dann häufiger erst von der Innenstadt nach Wilhelmsburg fahren. Ein Sprecher der Feuerwehr sagt aber, man sehe aktuell keine Gefahr für die Versorgung schwer verletzter Patienten aus Wilhelmsburg. Bisher seien drei Rettungswagen auf der Feuerwache im Stadtteil stationiert, und daran solle sich auch nichts ändern. In Wilhelmsburg, so die Feuerwehr, sei ein Rettungswagen bisher in durchschnittlich 5 Minuten und 40 Sekunden beim Patienten.

Doch um das Gefühl zu haben, gut versorgt zu sein, reicht es nicht, im Notfall schnell behandelt zu werden. Es geht dabei auch um die medizinische Grundversorgung, also um die Frage, wie lange man auf einen Arzttermin warten muss.

In Wilhelmsburg gibt es deutlich weniger Ärztinnen und Ärzte als in anderen Stadtteilen. Auf die knapp 60.000 Bewohner kommen nur 67 niedergelassene Ärzte, darunter sind 38 Allgemeinärzte. Im Hamburger Durchschnitt sind es mehr als doppelt so viele, pro 100.000 Einwohner etwa 273 Ärzte. Die Wilhelmsburger sind also medizinisch schlechter versorgt. Menschen mit akuten Symptomen kamen deshalb oft zur Behandlung nach Groß-Sand, sagt Michael Wünning: »In den meisten Fällen hat unsere Notaufnahme einen Facharzt ersetzt.« Die Notaufnahme von Groß-Sand hat dazu beigetragen, die ungleiche Verteilung von Fachärzten abzumildern. Denn in eine Notaufnahme kann jeder kommen, und jeder wird angesehen. Nun aber soll es diesen Ort nicht mehr geben, weil er sich nicht rechnet.

Michael Wünning, Chefarzt des Notfallzentrums im Marienkrankenhaus

Aber – gäbe es nicht vielleicht eine andere Idee, wie man das Problem der Unterversorgung von Wilhelmsburg lösen könnte? Michael Wünning findet, man sollte darüber reden: »Die Diskussion sollte darum gehen, was Wilhelmsburg wirklich braucht.« Dem widerspricht Hans Martin Wismar: »Es gibt keine Alternative, die Klinik muss bleiben.«

Doch tatsächlich haben SPD und Grüne eine Idee, sie steht als Modell sogar im Koalitionsvertrag des Senats: Die Stadt will dem Erzbistum das Klinikgebäude von Groß-Sand abkaufen, einen neuen Betreiber finden und dann »die neuen Möglichkeiten der Krankenhausreform nutzen«. Das sei die »Grundlage für den Erhalt des Standortes Groß-Sand, wenn auch in veränderter Form«, sagt Sozialsenatorin Schlotzhauer.

Wenn es um die Krankenhausreform ging, betonte ihr Urheber, der frühere Gesundheitsminister Karl Lauterbach (SPD), dass vielerorts in Deutschland Kliniken schließen werden. Wie passt das zusammen mit dem Versprechen der Senatorin, diese Reform ermögliche nun den Erhalt von Groß-Sand? Das ist etwas komplizierter: Groß-Sand ist ein Beispiel für eine Klinik, die im Sinne der Reform keine Aussicht auf Rettung hat, weil sie zu klein ist und nicht spezialisiert. Gleichzeitig bekommt Hamburg mit der Reform ein paar Werkzeuge an die Hand, mit denen in Wilhelmsburg etwas Neues entstehen könnte.

Eine neuartige Stadtteilklinik, sagt Senatorin Melanie Schlotzhauer, solle »die ambulante medizinische Versorgung vor Ort mit stationären Angeboten verbinden«. Eine Notaufnahme werde es in Wilhelmsburg nicht mehr geben, aber eine ambulante Notfallversorgung. Die Sozialbehörde könnte sich hier einen Allgemeinarzt mit längeren Dienstzeiten vorstellen, möglicherweise soll der auch von Fachärzten unterstützt werden.

Wenn alles so kommt wie von der Sozialbehörde geplant, kann man sich das neue Groß-Sand wie eine große Facharztpraxis für das Viertel vorstellen, die zusätzlich Betten für Patienten der inneren Medizin, der Geriatrie und der Pflege bereithält. So viel würde sich für die Wilhelmsburgerinnen und Wilhelmsburger also gar nicht ändern, im besten Falle bekäme das Stadtviertel sogar mehr Fachärzte als bisher.

Wann genau die neue Stadtteilklinik eröffnet wird? Das, sagt ein Sprecher der Sozialbehörde, hänge davon ab, wie schnell man sich mit dem Bistum über den Verkauf einig werde, außerdem davon, wann die Klinikreform im Bund umgesetzt werde, und natürlich von der Suche nach einem neuen Betreiber. Es wird mindestens noch Monate dauern, es könnten aber auch Jahre werden.

Michael Wünning sieht in diesen Plänen eine Chance, ein maßgeschneidertes Angebot für die Bedürfnisse der Menschen in Wilhelmsburg zu schaffen. Für Hans Martin Wismar sind die Pläne dagegen gar keine Pläne, sondern leere Versprechungen.